

konnte ihrem Mann nicht verzeihen, dass er ihr die Überfahrt im Zwischendeck zugemutet hatte. Auch Heinrich hatte seinen Entschluss während der Reise im Geheimen bereut und unter Sophie-Luises stummen, klagenden Blicken gelitten. Doch jetzt waren sie angekommen und konnten sich wieder wie Menschen fühlen! Sophie-Luise bestand darauf, dass die Mädchen die dunklen, federgeschmückten Filzhüte aufsetzten. Durch ihre elegante Kleidung unterschieden sich die Klausners vom Großteil der anderen Reisenden. Deren Hosen und Jackenärmel waren oft zu kurz oder geflickt, sie trugen zwei Mäntel übereinander, und statt eines Hutes hatten sie sich Schals oder Wolldecken gegen die Kälte um Kopf und Schulter gelegt. Und viele mussten Hosen- und Rockbünde mit Sicherheitsnadeln enger machen, weil ihnen die Kleidung um die Mitte schlotterte.

Die Koffer wurden wieder geschlossen und neben den Kojen aufgestapelt. Die Matrosen verteilten zum letzten Mal Kaffee und Schwarzbrot, dann reihten sich die Passagiere in die langen Schlangen ein, die sich im Zwischendeck in den Gängen zwischen den Bettenreihen sowie auf dem Deck bildeten, um auf die Fähre zu gelangen, die sie hinüber nach Ellis Island bringen sollte.

Das Boot war ein klappriges Gefährt, das Paula nicht besonders seetüchtig vorkam. Das untere Deck war an den Seiten offen, bot aber immerhin ein Dach über dem Kopf. Es war schnell überfüllt, und die Beamten wiesen die Klausners an, auf das offene Oberdeck zu gehen, wo sie der Witterung schutzlos ausgeliefert waren. Über Nacht war es noch kälter geworden, und ein feiner Nieselregen ging nieder. Die wenigen Bänke waren sofort belegt, und sie mussten während der Überfahrt dicht gedrängt stehen, die Gepäckstücke zu ihren Füßen.

Viele der Einwanderer verstanden nicht, wohin man sie brachte. Sie sahen, dass sie New York den Rücken kehrten, und befürchteten, wieder nach Europa zu fahren. Ihre ängstlichen, wütenden Rufe begleiteten die Fahrt.

Vater hat recht mit dem, was er über Ellis Island gesagt hat, dachte Paula, während sie langsam auf die Insel zusteuerten. Ein so stattliches Gebäude kann nur zum Wohl seiner Benutzer gebaut sein.

In früheren Zeiten war der Flecken nichts weiter als eine matschige Erhebung inmitten der Austernbänke gewesen, hatte sie gehört. Nur Vögel hatten die flache Sandbank bewohnt, die bei jedem Hochwasser zu versinken drohte. Doch seit knapp zwei Jahren standen hier die riesige neue Einwanderungshalle und einige Nebengebäude, an denen zum Teil noch gebaut wurde.

Alles sah solide, um nicht zu sagen prächtig aus. Paula musste an eines der Seebäderhotels an der Ostsee denken, wo sie früher Ferien gemacht hatten. Die Wände des Hauptgebäudes waren aus blank poliertem Holz gezimmert, an den vier Ecken und neben dem Eingang erhoben sich majestätische Türme, darüber ein blaues Schieferdach, über dessen gesamte Länge sich eine Lichtkuppel hinzog. Als die Sonne plötzlich

zwischen den Wolken hindurchblitzte und sich in den langen Fensterreihen fing, schien das Gebäude in Flammen aufzugehen und wirkte wie ein beleuchteter Ozeandampfer in der Nacht. Direkt darüber spannte sich für ein paar Sekunden ein Regenbogen. Der Anblick war schön und tröstlich, hielt aber nur für kurze Zeit, dann verschwand die Sonne wieder hinter den Wolken. Fast gleichzeitig erreichte sie wieder der feine Regen, der vom Wind in winzigen Tröpfchen in ihre Gesichter gepeitscht wurde.

Die Fähre steuerte das u-förmige Hafenbecken an, an dessen rechter Seite das Hauptgebäude lag. Vor ihnen warteten noch zwei andere Schiffe darauf, festmachen zu können. Bis die erste Fähre entladen war, vergingen gut zwei Stunden. Anna weinte, weil sie froh und auf die Toilette musste. Sophie-Luise hatte Paula gedrängt, sich auf einen der Koffer zu setzen, weil sie sehen konnte, dass ihr das lange Stehen schwerfiel. Anna quetschte sich neben sie, und sie legten sich gegen die Kälte einen Schal um die Schultern. Sie waren froh, ihre Hüte aufgesetzt zu haben, so wurden sie wenigstens nicht völlig durchnässt.

»Die schönen Hüte«, jammerte Sophie-Luise und sah grimmig auf ihren Fuchs, aus dessen Fell Wasser tropfte.

»Ich kaufe euch neue, sobald wir in der Stadt sind«, sagte Heinrich. »Jetzt seht doch, wir sind an der Reihe!«

Endlich legte das Schiff an. Die Tauen waren noch nicht festgezurt, da kam bereits Bewegung in die ungeduldigen Passagiere. Jeder sah um sich, ob er seine Koffer, seine Kinder bei sich hatte. Eine aus groben Balken zusammengezimmerte Gangway wurde an die Bordwand herangeschoben. Als die Relingspforte sich öffnete, setzte ein Schieben und Drängen ein. Mehrere Hundert Menschen wollten, nachdem sie ihre Heimat verlassen hatten – viele von ihnen nicht freiwillig –, nach einer langen, beschwerlichen Reise, für die sie ihr letztes Hab und Gut versetzt hatten, nur noch eines: so schnell wie möglich amerikanischen Boden betreten. Die Mannschaft trieb die von Bord Strömenden durch barsche Befehle noch zusätzlich an.

Ein junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren mit dunklen Locken verließ als Erster das Schiff und betrat Ellis Island. Der ungewohnte feste Boden unter seinen Füßen ließ ihn taumeln, die bunt bemalte Truhe, die er auf der rechten Schulter trug, drohte ihm zu entgleiten. Er setzte sie ab, ließ sich auf die Knie fallen und küsste die Erde. Die Nachrückenden verharrten einen Moment, während er wieder aufstand, sich zu den anderen herumdrehte und in einer triumphierenden Geste die Arme ausbreitete. Dieser Augenblick des Innehaltens, in dem der junge Jude stellvertretend für alle seine Gefühle ausdrückte, dauerte nur die Länge eines Wimpernschlags, dann setzte das Gedränge wieder ein.

Zuerst stiegen diejenigen aus, die auf dem unteren Deck waren. Paula sah, wie die Menschen unter ihr von Bord gingen. Einige von ihnen kannte sie vom Sehen, mit einigen hatte sie während der Überfahrt Bekanntschaft geschlossen. Was wohl aus ihnen allen werden würde? Was aus der polnischen Familie mit den sechs Kindern, die am ganzen Körper von einem nässenden Schorf bedeckt waren? Aufgereiht wie Orgelpfeifen verließen sie das Schiff, das Kleinste trug die Mutter auf dem Arm, die anderen gingen hinter ihr, jedes ein geschnürtes Bündel auf dem Arm, das viel zu schwer

war und Daunenbetten und Schnaps enthielt. Eine Frau hatte einen hölzernen Lehnstuhl unter den einen Arm geklemmt, an dem zusätzlich ein schweres Bündel hing. Auf dem anderen Arm trug sie ihr Kind. Die Lehne verhakte sich in den Tauen, mit denen die Gangway seitlich gesichert war. Die Frau konnte nicht weiter, zog und zerrte an dem Möbelstück, ohne es freizubekommen. Der Matrose, der die Leute von Bord scheuchte, sah das, rannte mit einem Fluch zu ihr hinüber und riss den Stuhl an sich, wobei er der Frau den Arm verdrehte. Sie schrie vor Schmerz auf. Den Matrosen störte das nicht. Mit einem vor Wut entstellten Gesicht hob er den Stuhl an und ließ ihn krachend auf die Reling niedersausen, wo er in seine Einzelteile zerbrach. Die Holzstücke warf er über Bord. Die Frau musste mit verrenktem Arm und ohne den Stuhl, den sie den weiten Weg von Europa bis hierher geschleppt hatte, ihren Weg fortsetzen, unter halb zustimmenden, halb mitleidigen Kommentaren.

Endlich war die Reihe an Paula. Sie hob ihren schweren schwarzen Koffer hoch und betrat die Gangway. Sie sah sich nach ihrer Familie um. Ihre Mutter mit dem zweiten großen Koffer war eben noch dicht hinter ihr gewesen, jetzt hatten sich plötzlich fremde Menschen zwischen sie geschoben.

»Warte auf mich. Wir müssen zusammenbleiben!« Ihre Mutter gab ihr Winkzeichen mit dem linken Arm, an dem eine kleine Reisetasche hing. Ihr Vater war noch ein Stück weiter hinter ihr. Paula konnte sehen, wie er die Schwestern auf die wacklige Gangway schob. Die Sekunde, die sie gebraucht hatte, um sich nach ihrer Familie umzusehen, ließ die hinter ihr Gehenden ungeduldig werden. Paula fühlte, wie sie vorwärtsgestoßen wurde, sie wollte stehen bleiben und auf ihre Mutter warten, doch die Nachrückenden drückten sie unerbittlich nach vorn. Sie packte mit der zweiten Hand den Griff des Koffers, weil sie befürchtete, er würde ihr durch den Strom der Menschen entrissen. Das Gedränge wurde immer dichter, sie roch den schlechten Atem und die ungewaschene Kleidung der anderen. Warum ging es denn nicht weiter? Sie schob sich noch ein paar Zentimeter nach vorne, stieß in eine Lücke, die in der Menge entstanden war, doch von hinten wurde schon wieder unbarmherzig geschoben und geschubst. Einzelne spitze Schreie ertönten, dazwischen die panische Stimme ihrer Mutter, die nach ihr rief. Paula konnte sie in dem Gedränge nicht mehr sehen, und sie wagte nicht, sich noch einmal nach ihr umzuwenden.

Von weiter vorn kamen ungeduldige Kommandos: »Slowly, langsam, Vorsicht! Jeder kommt an die Reihe.« Hinter sich hörte sie die Rufe der Matrosen, die die Menschen zur Eile antrieben. Paula fühlte, wie eine Bewegung gleich einer Welle die Menge erfasste. Plötzlich stand sie nur noch auf den Zehenspitzen, während ihr Oberkörper nach vorn gedrückt wurde. Vor den Beinen hatte sie den schwarzen Koffer, den sie nicht abstellen konnte und der sie am Vorankommen hinderte. Ein Mann stemmte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen das Gepäckstück und versuchte, sich an ihr vorbeizuschieben. Der schwere Koffer drehte sich und mit ihm ihr Arm. Der Koffer wurde unerbittlich gegen ihr Knie gedrückt, und der Schmerz in ihrem kranken Bein ließ sie aufschreien. Sie versuchte an sich hinunterzusehen, um festzustellen, ob sie blutete, doch die Menge stand zu dicht. Sie begann nach ihrer Mutter zu rufen. Eben war sie doch noch hinter ihr gewesen? Sie weinte jetzt, vor Schmerz und vor Angst. Ihr wurde

plötzlich schlecht, sie glaubte ersticken zu müssen. Schweißtropfen bildeten sich auf ihrer Stirn, ihre Zunge klebte am Gaumen. Sie hatte Angst, ohnmächtig zu werden, und ihr war unsäglich übel. Sie presste eine Hand vor den Mund und würgte. Das Geländer der schwankenden Gangway bohrte sich in ihre Hüfte. Unter ihr brodelte das schwarze Wasser des Hafens. Sie konnte zwar schwimmen, aber die Aussicht, in das eiskalte Wasser zu fallen, wo sie doch ohnehin schon durchnässt war, jagte ihr einen Schauer über den Rücken. Sie biss die Zähne zusammen. Nur wenige Schritte vor sich sah sie das Ende der Gangway. Wie in einem Flussdelta verzweigte sich dort die Menge. Mit aller Kraft stieß sie ihre Faust wie einen Keil zwischen zwei Menschen vor ihr, wuchtete ihren Koffer in die entstehende Lücke und sich selbst hinterher. Noch ein Schritt, und die Menschenmenge teilte sich, strömte auseinander, machte Platz.

Keuchend stolperte sie ein paar Schritte zur Seite und betrat ein Stück struppigen Rasens, der mit grauem Matsch durchsetzt war. Dort ließ sie den Koffer auf die Erde fallen und versuchte zu Atem zu kommen. Sie zitterte am ganzen Körper, ihr Arm schmerzte wie verrückt. Schlimmer war aber ihr Bein. Sie spürte, dass etwas nicht in Ordnung war, dazu kannte sie ihr krankes, lahmes Bein zu gut. Sie wollte sich auf den Koffer setzen, um nachzusehen, als sie den weißen Pelz ihrer Mutter entdeckte.

»Hier bin ich!«, rief sie, so laut sie konnte. Sophie-Luise drehte sich suchend um, entdeckte ihre Tochter und drängelte sich rücksichtslos zu ihr durch.

»Gott sei Dank, Paula«, stieß sie atemlos hervor. »Wo sind Papa und die Mädchen? Ich kann sie nicht sehen.«

»Da drüben, auf der anderen Seite.«

Ihr Vater hatte sie auch entdeckt und kam durch die Menge zu ihnen herüber.

»Was ist mit ihr?«, fragte Heinrich besorgt.

Sophie-Luise zog ein Taschentuch heraus und wischte Paula das nasse Gesicht ab. Dann gab sie ihr einen Kuss auf die Stirn. »Alles in Ordnung?«, fragte sie.

Paula schüttelte den Kopf. »Mein Bein ...«, sagte sie.

»Was ist mit deinem Bein?«, fragte ihr Vater. »Doch nicht das kranke?«

Paula nickte. Das Blut in ihrem Knie pochte.

»Das sehen wir uns später an. Lasst uns jetzt erst einmal hineingehen. Drinnen ist es wenigstens trocken, und es gibt hoffentlich etwas zu essen und zu trinken.«

Erstaunt sahen sie Sophie-Luise an, von der sie derart praktisches Denken nicht unbedingt gewohnt waren. Sophie-Luise bemerkte die Blicke und fügte hinzu: »Wären wir zweiter Klasse gefahren, dann bliebe uns dies alles erspart. Dann wären wir jetzt schon in New York.«

Sie gingen in Richtung des Gebäudes, traten nach wenigen Metern durch die großen Türen und standen in einem riesigen, nur durch Säulen unterteilten Raum. Alles war sauber und prächtig ausgestattet, die Wände holzgetäfelt und der Boden mehrfarbig gefliest. Im ersten Augenblick empfand Paula nur Erleichterung darüber, dem eisigen Wind und dem Nieselregen entkommen zu sein. Dann trafen sie die Ausdünstungen der Menschen und der Geruch nach feuchter Wolle, säuerlich durch die Reste von Erbrochenem und Schweiß, wie ein Keulenschlag. Wahrscheinlich rieche ich ganz genauso, dachte sie. Und wenn ich diesen Koffer nur noch einen Meter weiter tragen

muss, sterbe ich. Der regennasse Mantel drückte schwer auf ihre Schultern, von ihrer Hutkrempe tropfte ihr das Regenwasser in den Nacken. Sie setzte das Gepäckstück ab und schaute sich um. Sie bemerkte, dass sie sich in einem wilden Durcheinander von fliegenden Händlern befand, die Schilder in allen erdenklichen Sprachen und Schriften und zum Teil zweifelhafter Rechtschreibung vor sich hertrugen, auf denen Esswaren, Billetts, koschere Küche, Dienste als Gepäckträger, Barbieri, Friseure und viele andere Dinge angeboten wurden. Und dazu kamen die Einwanderer aus aller Herren Länder in zum Teil abenteuerlichen Kostümierungen, mit hohen Pelzmützen und über die Schulter geworfenen Fellen, grellbunten Röcken und Tüchern, Säbeln und Orden, langen Schläfenlocken, türkischen Pluderhosen, Familien, die daran zu erkennen waren, dass ihre Mitglieder Kleider aus dem gleichen karierten Stoff trugen. Menschen, die auf ihrem Gepäck zusammengerollt schliefen, die weinten, nach ihren Kindern riefen, apathisch vor sich hinstarrten. Über allem war ein Gewirr von fremden Lauten und Sprachen zu vernehmen, viel mehr, als sie schon auf dem Schiff gehört hatten. Paula fing den glutäugigen Blick eines Mannes auf, der sie lüstern anstarrte. Sie wurde über und über rot, es gelang ihr aber nicht, sich abzuwenden. Mit einem obszönen Zungenschmalzen drängelte der Mann sich viel zu dicht an ihr vorbei. An beinahe jedem Stand konnte man amerikanische Flaggen aus Papier kaufen. Viele hatten sie bereits erstanden und winkten damit hektisch und fröhlich, bevor sie sie an ihren Bündeln und Mützen befestigten.

»Mama, das ist wie ein ... wie ein riesiger Ameisenhaufen!«, rief Anna aus.

Ein babylonisches Gewirr, dachte Heinrich und verlor für einen Augenblick die Orientierung. Seine Frau und die Kinder neben ihm verschnauften kurz, während er herauszufinden versuchte, wohin sie als Nächstes mussten. In einiger Entfernung entdeckte er den Mann, mit dem seine Tochter getanzt hatte. Er schien sich gut auszukennen. Zielstrebig bewegte er sich von ihnen fort. Heinrich räusperte sich, dann trieb er seine Familie zum Weitergehen an.

»Wir können hier nicht Wurzeln schlagen. Los jetzt. Wir müssen weiter, zur Einwanderungskontrolle.«

Ein Schild wies darauf hin, dass die Formalitäten zur Einwanderung im ersten Stock erledigt wurden. Auf dem Weg zur steilen Treppe, die hinaufführte, wurden sie von einem Beamten angewiesen, zuerst hier unten ihr Gepäck zu deponieren.

»Aber werden wir unsere Sachen jemals wiederbekommen?«, flüsterte Sophie-Luise ängstlich ihrem Mann zu, als sie sich vor einem der Schalter anstellten.

Heinrich ließ sich seine Besorgnis nicht anmerken. »Die machen das hier doch schließlich jeden Tag«, entgegnete er mit einem zweifelnden Blick auf die Berge von Gepäckstücken aller Art, die in einer Ecke des Raumes bereits mehrere Meter hoch gestapelt waren. Und dabei war es doch erst Vormittag. Wie mochte dieser Raum nach einem langen Tag aussehen, an dem immer neue Schiffe unzählige Passagiere brachten?

Sie waren erleichtert, als man ihnen im Tausch gegen die Koffer große weiße Zettel mit einer Nummer anheftete, und wandten sich wieder zu der Treppe, die hinauf in den ersten Stock führte. Auf dem Weg wurden ihnen von Frauen in Uniformen, die an die Heilsarmee erinnerten, Bananen und kleine Brötchen gereicht.